

Liebe Haifaa Al Mansour, liebe Solmaz Panahi, die Sie stellvertretend für Ihren Vater Jafer Panahi hier sind, herzlich willkommen in Deutschland und natürlich herzlichen Glückwunsch zum Kant-Weltbürger-Preis 2016.

Die Kantstiftung hat mich aus einem einfachen Grund gebeten, die Laudatio auf Sie zu halten. Ich habe sowohl in Saudi-Arabien als auch in Iran Filme gedreht. Keine so schönen wie Sie natürlich. Ich bin Journalistin und Produzentin, erstelle also Dokumentationen und Reportagen.

Aber in vielen Dingen ähnelt sich unsere Arbeit. Wir müssen uns mit Zensurbehörden oder der Religionspolizei auseinandersetzen und natürlich auf kulturelle Gepflogenheiten Rücksicht nehmen, um nur einige Dinge zu nennen.

Glauben Sie mir, ich weiß das eine oder andere über die Herausforderungen Ihres Metiers in Ihrer jeweiligen Heimat und bin gebeten worden diese Erfahrungen heute einfließen zu lassen.

Sie kommen aus zwei sehr unterschiedlichen Ländern. Das sunnitische Königreich Saudi-Arabien und die schiitische Islamische Republik Iran haben wenig gemeinsam, außer dass sie regionale Powerbroker sind, die gerade um die Vorherrschaft im Nahen Osten streiten.

Aber so unterschiedlich Ihre Länder auch sind, die Umstände, unter denen Sie als Regisseure arbeiten, ähneln sich sehr.

Saudi-Arabien und Iran gewähren ihren Bürgern nur eingeschränkte Freiheiten. Das stellt sich in beiden Ländern anders dar, die Möglichkeiten und Rechte der Frauen etwa sind in Iran wesentlich größer als in Saudi-Arabien, um nur ein Beispiel zu nennen.

Wer aber Filme machen möchte, die mit den strengen Zensurgesetzen, Religionsvorschriften oder dem gesellschaftlichen Kodex nicht konform gehen, muss einiges Geschick entwickeln - im Königreich und der Islamischen Republik gleichermaßen. Er muss Verbote umgehen, den Mut haben, mit Regeln zu brechen oder sie umzuinterpretieren und mit roten Linien zu experimentieren. Rote Linien, von denen niemand jemals sicher sein kann, wo genau sie verlaufen. Denn die Grenzen des Verbotenen und des Tolerierten ändern sich häufig mit der innenpolitischen Situation und der Verschiebung der Machtverhältnisse.

Wer hat die Oberhand, liberalere Kräfte oder Konservative? Was heißt das für das Kulturleben? Wann können sich Künstler etwas vorwagen, wann ist es ratsamer, sich zurückzuhalten?

Es ist bezeichnend, dass ihre jüngsten Filmen „Das Mädchen Wadjda“ (sprich, WODSCHDA) und „Taxi Teheran“ in ihrer jeweiligen Heimat nicht gezeigt werden.

In Saudi-Arabien aus dem so einfachen wie unverständlichen Grund, weil es keine Kinos gibt.

In Iran, weil die Justiz Jafar Panahi zu einem 20-jährigen Arbeitsverbot verurteilt hat und seine Filme schon lange auf dem Index stehen.

Aber Sie beide lassen Sie sich nicht davon beirren. Sie wollen Geschichten erzählen. Geschichten von ganz normalen Menschen, die Träume haben, Sehnsüchte, Ziele. Und die dabei häufig mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Es gibt eine weitere Parallele: Die Hauptdarsteller Ihrer Filme sind auf ihre Art und in ihrem Umfeld rebellisch. Sie wollen sich nicht damit abfinden, dass kulturelle Bräuche im einen oder die Justiz im anderen Fall sich ihren Träumen und Zielen in den Weg stellen: dem Wunsch auch als Mädchen in Saudi-Arabien Fahrrad zu fahren und dem Willen als kritischer Regisseur Filme in Iran zu drehen.

*„Niemand kann mich zwingen, auf seine Art glücklich zu sein, sondern jeder darf seine Glückseligkeit auf dem Weg suchen, welchem ihm selbst gut dünkt“, sagt Kant.*

Und genau das ist die Kernbotschaft Ihrer Filme.

Die Kant Stiftung verleiht Ihnen, Frau Al Mansour, den Kant-Weltbürger-Preis, ich zitiere: *„In Respekt vor ihrer mutigen und liebevollen Aufklärung mit den künstlerischen Mitteln des Films zugunsten eines gleichberechtigten, humanen und empathischen Zusammenlebens aller Menschen.“*

Und Jafar Panahi wird geehrt *„In Anerkennung seiner Wahrheitsliebe, seines Mutes und seiner Kreativität bei der künstlerisch-filmischen Aufklärungsarbeit zugunsten eines friedlichen und respektvollen Zusammenlebens aller Menschen, ungeachtet ihrer Verschiedenheit.“*

Tatsächlich steigen die verschiedensten Menschen in Jafar Panahis Taxi. Er lässt sie reden, urteilt nicht, er begegnet den Menschen mit Respekt. In „Taxi Teheran“ findet sich in einer Reihe von Autofahrten das Portrait eines ganzen Landes. Faszinierend ist, dass Ihr Vater, Frau Panahi, dem Regime nicht wütend die Faust ins Gesicht reckt, sondern lieber mit Gelassenheit und Humor agiert. In seinen eigenen Worten klingt das so: *„Wir wollen gegen niemanden kämpfen, niemanden mit unseren Filmen herausfordern. Wir wollen lediglich auf soziale Probleme hinweisen und den Regierenden klar machen: Seht, da gibt es ein Problem, denkt darüber nach. Und wir wollen sie davon überzeugen, dass es rationalere Wege gibt, mit diesen Problemen umzugehen, als sie zu ignorieren oder Restriktionen zu verhängen.“*

Sie, Frau Al Mansour, haben eine ganz ähnliche Herangehensweise gewählt, wie sie dem SPIEGEL erklärt haben. *„Ich habe immer versucht, meinen Film nicht in erster Linie als kritische Befreiungs- oder Anklageschrift zu sehen, sondern als Film, der die Kultur Saudi-Arabiens wertschätzt und akzeptiert. Ich wollte ihn nicht mit den Werten in meiner Heimat kollidieren lassen, ihn nicht laut oder anstößig machen.“*

Über die Kultur und die Werte in Saudi-Arabien und Iran haben wir, die Europäischen Weltbürger, noch einiges zu lernen. Ihre Filme lehren uns, dass diese Welt oft nur auf den ersten Blick ist, was sie scheint. Sie ist viel vielschichtiger, diverser und reicher als das in Europa gemeinhin wahrgenommen wird. Gerade deshalb sind Ihre Filme auch für uns im Ausland wichtig. Sie geben Einblicke in Gesellschaften, über die zu viele Europäer zu wenig wissen.

Das ist vielen Iranern und Saudis schmerzlich bewusst. Ich kann mich kaum erinnern, wie viele Male Iraner auf mich zugekommen sind und mich mit tiefer Besorgnis gebeten haben, meinem Zuschauern in Europa doch bitte zu erklären, dass sie keine religiösen Fanatiker seien.

Etwas heiterer ist eine Erinnerung aus Riad. In einem der endlosen Staus auf einer Stadtautobahn stand ein Wagen mit einem großen Aufkleber vor mir. Darauf stand ein weißes Kamel auf grünem Untergrund und darunter der Text: *Hey, ich bin Saudi, und wir reiten nicht auf Kamelen zur Arbeit.*

Dass man in Europa über Saudi-Arabien jenseits der Politik nicht viel weiß, liegt natürlich auch daran, dass es nicht einfach ist, dort überhaupt hinzukommen. Ein Visum für das Königreich zu ergattern, ist ein hartes Stück Arbeit, für das man endlose Geduld braucht - zumindest wenn man keine Pilgerreise nach Mekka plant. Saudi-Arabien setzt fast ausschließlich auf religiösen Tourismus. Ausländische Journalisten oder Filmemacher, sind keine wirklich gern gesehenen Gäste. Zumindest aus Sicht der Behörden, Geheimdienste und Ministerien. Von ganz normalen Bürger - und es ist mir wichtig, das hier sehr deutlich zu machen - bin ich immer sehr herzlich aufgenommen worden.

Wenn ich - und ich nehme an, das ist für Sie, Frau Al Mansour nicht anders - einen Film in Saudi-Arabien drehen möchte, muss ich genau angeben, worum es geht. Wer sind meine Protagonisten, wann genau werde ich an welchen Drehorten sein, was ist die Aussage meines Filmes. Das wäre alles gut und schön, wenn man die Chance hätte, das wahrheitsgemäß zu beantworten. Die hat man aber nicht.

Denn wenn ich mich mit Themen befassen will, die den Behörden nicht genehm sind, wird man mir das Visum nicht erteilen. Versuchen Sie die Drehgenehmigung für einen Film über Armut in Saudi-Arabien zu bekommen – Ihnen wird ein langer Bart wachsen, bevor sie Rückmeldung erhalten und sie wird negativ sein.

Es bleiben zwei Möglichkeiten: Man lügt und gibt vor, ein belangloses Thema drehen zu wollen. Vor Ort filmt man dann aber etwas anderes. Das kann man machen – zumindest, wenn man danach nie wieder vorhat, in Saudi-Arabien zu arbeiten.

Die andere Möglichkeit ist, seine Drehgenehmigung an einem Thema aufzuhängen, mit dem man glaubt, eine Chance zu haben. Und dann versucht man vor Ort noch unauffällig einige Aspekte hinzuzufügen, die man zuvor vorsichtshalber nicht erwähnt hatte. Manchmal wird man dann von misstrauischen Anwohnern verjagt. Manchmal wird man von noch viel misstrauischeren Beamten in Zivil kontrolliert. Und dabei geht einem eines ständig im Kopf herum: Wie weit kann ich gehen? Werden sie mich erwischen und was könnte das für Konsequenzen haben?

Ich könnte mir vorstellen, dass auch Sie, Frau Al Mansour, vieles abwägen mussten, vieles immer wieder auf den Prüfstand gestellt haben, als Sie „Wodschda“ produzierten. Sicherlich wird es auch nicht ganz einfach gewesen sein, ihre teils ausländische Crew ins Land zu holen.

Aber genauso stelle ich mir vor, dass Ihre nicht-saudischen Mitarbeiter vor Ort dasselbe wie ich erlebt haben. Nämlich, dass in Saudi-Arabien zwar vieles kompliziert und verboten ist, dass aber überraschend vieles dann eben doch irgendwie geht. Und keiner weiß, warum. Lassen Sie mich zwei kurze Beispiele aus dem Alltag geben.

Saudi-Arabien, zumindest das wissen die meisten in Europa, ist ein Land der strengen Geschlechtertrennung. Und die Bräuche und Vorschriften gehen weit über das hinaus, was die strenge Direktorin ihren Schülerinnen in „Wodschda“ beibringt. Öffentliche Gebäude etwa haben separate Eingänge für Männer und Frauen. Warum der Ausgang hingegen häufig von beiden Geschlechtern benutzt werden darf, ist ein Widerspruch, den mir niemand in Saudi-Arabien erklären konnte.

Ein anderes Beispiel: In Iran sind soziale Medien wie Facebook und Twitter eigentlich verboten. Aber das erste, was Iraner ausländischen Gästen erklären, ist, wie man über VPN-Apps kinderleicht Zugang bekommt. Dieser - streng genommen illegalen - Methode bedienen sich offenbar auch Präsident Rohani, viele Minister und Mullahs. Auf jeden Fall haben sie alle Facebook oder Instagram Accounts.



Welche Regeln also eingehalten und durchgesetzt werden und welche nicht, ist nach dem Maßstab der Logik nicht zu verstehen.

Manchmal sind Verbote ganz einfach zu umgehen und niemand stört sich daran. An vielem scheint hingegen gar nicht zu rütteln zu sein. Und manchmal müssen die Menschen mit sehr viel Geduld viele kleine Schritte des Dissens wagen, bis unsinnige Regeln oder soziale Ungerechtigkeiten beseitigt werden. Auch davon erzählen Ihre Filme.

Was Sie, Haifaa Al Mansour getan haben, ist beispielhaft. Es ist in Saudi-Arabien vollkommen undenkbar, dass eine Regisseurin mitten in einer männlichen Crew auf der Straße steht, um Regieanweisungen zu geben. Heißt das, dass Frauen keine Filme drehen können? Ganz offensichtlich nicht.

Sie, Frau Mansour, haben ihre Crew mit Kopfhören ausgestattet und gaben ihnen ihre Regieanweisungen aus einem geschlossenen Fahrzeug heraus. Saudische Frauen dürfen zwar nicht Auto fahren, sie brauchen männliche Begleitung wenn sie eine Firma gründen wollen oder einen Reisepass beantragen. Aber niemand hat bislang darüber nachgedacht, ihnen das Filmemachen zu verbieten. Selbst den Geistlichen kam es bislang nicht in den Sinn, das als unsittlich zu deklarieren. Vielleicht auch, weil es vor Ihnen noch niemand versucht hatte. Was nicht getan wird, kann auch nicht verboten werden.

Und was verboten wird, hat oft noch nicht einmal ein Gesetz als Grundlage, wie Sie, Frau Mansour, es in einem Interview mit der ZEIT erklärt haben.

*„Ein Großteil der Regeln beruht nicht auf geschriebenem Gesetz, sondern auf sozialen Codes. Es steht nicht in der Verfassung, dass Frauen nicht Rad fahren dürfen. Das ist nur ein Brauch“.*

In Iran, erklärte Jafar Panahi vor einigen Jahren der Website „open democracy“, ist das ganz ähnlich: *Wenn sie etwas einschränken wollen, dann müsste die Grundlage dafür doch eigentlich ein Gesetz sein. Aber das iranische Parlament hat niemals ein Gesetz verabschiedet, das beispielsweise Frauen den Zugang zu Fußballstadien verbietet. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz. Die Polizisten und Soldaten müssen also ungeschriebene Gesetze und ungeschriebene Regeln durchsetzen, das verlangen ihre Vorgesetzten von ihnen.“*

Das ungeschriebene Gesetz, dass Frauen in Saudi-Arabien nicht Fahrrad fahren dürfen, das sollte an dieser Stelle gesagt werden, ist mittlerweile aufgehoben worden. Die Religionspolizei erlaubt den Frauen jetzt das Fahrradfahren, wenn auch mit Einschränkungen. Sprich, sie dürfen nur in Erholungsgebieten, in Begleitung eines männlichen Verwandten und unter Wahrung der gesetzlichen Bekleidungsvorschriften radeln.

Es wäre wunderbar, wenn ich hier sagen könnte, dass „Wodschda“ dazu beigetragen hat. Aber das wäre nicht ganz korrekt. Die Lockerung des strengen Brauches und die Dreharbeiten gingen zeitlich miteinander her. Aber, und hier möchte ich sie noch einmal zitieren, diesmal aus einem Interview mit dem TAGESSPIEGEL: *„Es ist wichtig, auch kleine Schritte zu feiern. Sie bereiten die größeren vor.“*

Und wenn wir schon beim Optimismus sind: Wer weiß, vielleicht trägt „Wodschda“ dazu bei, dass es in Saudi-Arabien bald wieder Kinos gibt. Bis Ende der 70er Jahre gab es schließlich zahlreiche Lichtspielhäuser im Königreich. Erst in den 80er Jahren entwickelten sich Kinos zum Dorn im Auge der Religiösen und wurden geschlossen.

Mitte des Jahres hat das Königshaus einen Reformplan veröffentlichen lassen, der auch die Schaffung einer Art Unterhaltungsbehörde vorsah. Viele saudische Kommentatoren glaubten, dass damit nur eine Zensurbehörde für Filme gemeint sein könnte, was sie im Umkehrschluss als Zeichen deuteten, dass es bald wieder Kinos in Saudi-Arabien geben wird. Wer weiß?

In Iran gibt es sehr viele Kinos, sie spielen ausländische und iranische Filme gleichermaßen. Wenn man am Donnerstag Abend, also dem Beginn des iranischen Wochenendes, die Uferpromenade von Isfahan entlang schlendert, kann man lange Schlangen vor den Kinos sehen. Viele iranische Regisseure haben Kultstatus im Land. Für alle gilt: Sie müssen einen ziemlich Hürdenlauf hinlegen, bis ihre Filme in die Kinos gelangen.

Jafar Panahi hat anlässlich eines älteren Films „Offside“ beschrieben, wie das funktioniert. *„Für jeden Film, den wir machen, müssen wir uns neue, kreative Wege ausdenken, ihn zu realisieren. Wir haben ein Sprichwort in Farsi: Wenn Du nicht durch die Tür gehen kannst, dann klettere eben durchs Fenster. Darum geht es bei uns, irgendwie ans Ziel zu kommen. Natürlich kannst du jede Idee nur einmal benutzen, für jeden neuen Film, brauchst Du eine neue Idee.“*

Der Film handelt von einer Gruppe junger Mädchen, die versuchen zu einem Fußballspiel zu gehen, obwohl es in Iran Frauen verboten ist, ein Stadion zu besuchen. *"Was soll der Quatsch, im Kino dürfen wir doch auch neben Männern sitzen, und da ist es sogar dunkel"*, sagt eines der Mädchen, als es erwischt und abgeführt wird.

Um eine Drehgenehmigung für „Offside“ zu bekommen, hatte Jafar Panahi den Zensoren lediglich erzählt, dass es um eine Geschichte über ein paar Jungs und ein Fußballspiel ging. Das durfte er filmen. Aber anschließend forderten die Zensoren, dass er den fertigen Film vorlegt und ihre Änderungswünsche befolgt. Das hat er verweigert. Und so konnte er mit „Offside“ zwar in Berlin 2006 einen Silbernen Bären gewinnen, zu Hause durfte er ihn jedoch offiziell nie zeigen.

2010 kam das Berufsverbot, aber Jafar Panahi drehte weiter. Und genau wie Haifaa Al Mansour fand er Wege, das Unmögliche möglich zu machen. Für „Taxi Teheran“ hat Ihr Vater einen Wagen mit kleinen, unauffälligen Kameras ausgestattet, und seine Geschichte damit ebenso öffentlich wie heimlich gedreht.

In einer Szene steigt seine Nichte in den Wagen, zieht eine Kamera aus der Schultasche und erzählt Ihrem Onkel, dem berühmten Regisseur, der hier dem Steuer sitzt, dass sie für die Schule einen Film drehen soll.

Er soll sendbar sein, liest sie aus ihrem Hausaufgabenheft vor und fügt an: *„Meine Lehrerin hat gesagt, folgende Regeln müssen beim Filmemachen beachtet werden. Der islamische Schleier ist Pflicht. Krawatten sind verboten. Der Kontakt zwischen Mann und Frau auch.“*

*Keine Verschwörungen oder Gewalt, keine persischen Namen, wenn möglich die Namen der muslimischen Propheten, keine politischen oder wirtschaftlichen Fragen. Gebrauche Deinen gesunden Menschenverstand und wende Dich den kleineren Problemen zu.“*

Das tut Jafar Panahi und bewegt sich dabei mit jedem Film, den er dreht, auf sehr dünnem Eis. Der Verstoß gegen das Berufsverbot kann ihn jederzeit ins Gefängnis bringen. Sein Kommentar dazu: *„Man muss diese Atmosphäre der Angst brechen, und das geht nur durch das Filmmachen. Ich muss etwas tun. Ich kann doch die Verhältnisse in meinem Land nicht einfach totsichweigen.“*

Sie, lieber Herr Panahi und liebe Frau Al Mansour werden hier heute also aus gutem Grund ausgezeichnet. Nicht nur, weil sie zeigen, wie wichtig persönliche Rechte und Freiheiten für die Menschen überall auf der Welt sind. Sondern auch, weil sie die Welt lehren, dass Saudi-Arabien und Iran reiche Länder sind. Reich reich an Kreativität, reich an aussergewöhnlichen Menschen und reich an kultureller Vielfalt.

Sie, Frau Al Mansour, haben es folgendermaßen ausgedrückt: *„Sei positiv. Sei kein Opfer. Es ist so einfach, zu resignieren und dich mit Deinem Platz im System abzufinden. Und es kann so entmutigend werden, dich gegen das zu wenden, was von Dir erwartet wird, sich anders zu verhalten als die anderen. Aber es lohnt sich immer, für das einzustehen, woran Du glaubst. Die Welt, vor allem der Nahe Osten braucht mehr hoffnungsvolle Geschichten. Wir brauchen Filme, die uns dazu inspirieren, mit gutem Beispiel voranzugehen und die Welt positiv zu verändern. Wir erleben so viele Tragödien in diesem Teil der Welt. Wir brauchen keine Filme, die dieses allgegenwärtige Gefühl der Verzweiflung noch verstärken.“*

Sie, liebe Haifa Al Mansour und lieber Jafar Panahi, machen Mut. Sie gehen mit gutem Beispiel voran. Dafür und zum Kant-Weltbürger-Preis gratuliere ich Ihnen von ganzem Herzen.